

aus Anlaß seiner Krönung zum römischen Kaiser gewidmet ist. Kenntnisreich trägt die Wissenschaftlerin Details zusammen und erläutert, daß eine gezielte Auswahl und Verschmelzung von Emblematik und historischen „exempla“ klare und spezifische paränetische Schwerpunkte setzt, die einen Appell zur Fortführung des von Ferdinand II. begonnenen gegenreformatorischen Programms enthalten. Paul Richard Blum bringt schließlich einen Abriss von Berthold Hausers Lehrbuch der Experimentalphysik „Arbor Porphyriana“, in dem dieser die Philosophie durch graphische Schemata darzustellen versucht hat.

Angewandte Emblemik: Diesen Teil eröffnet Bernhard Paal mit der Besprechung des Kupferstichs von Friedrich Sustris „Die Heilige Familie vor der St. Michaelskirche in München“. Auch wenn es sich hier um keinen im strengen Sinn wissenschaftlichen Beitrag handelt – der Leser wird mitgerissen und spürt, daß sich der Autor mit der Problematik des Bildes intensiv auseinandergesetzt, mit dem Bild „gelebt hat“. Joseph Imorde liefert einen souveränen Beitrag über „Die Jesuitenkirche Franz Xaver in Luzern“. Sabine Mödersheim stellt das von dem Südtiroler Jesuiten und langjährigen Rektor des Münchner Jesuitenkollegs, Matthäus Rader, entworfene allegorische Programm im Augsburger Rathausaal als Verwendung für die Emblemik zur Repräsentation des Rates der Stadt vor. Sie kommt zu interessanten Erkenntnissen, doch sie hat diese

leider nur mit Sekundärliteratur begründet und die einschlägigen Quellen in den Archiven (u.a. Bayerisches Hauptstaatsarchiv München oder Staatsarchiv Augsburg) nicht konsultiert.

Einfluß und Wirkung jesuitischer Emblemik: Alan Young beginnt diesen Abschnitt mit zwei 1647 erschienenen englischen Übersetzungen von Jeremias Drexels „Zodiacus christianus“. Daß die Wirkung der Werke Drexels bemerkenswert war, zeigt Paul Begheyn in einem detaillierten Überblick – Quellenangabe und Bibliotheksfundort(e) – über die Emblembücher Drexels, die zwischen 1622 und 1866 in den Niederlanden im lateinischen Original, aber auch in niederländischen und französischen Übersetzungen erschienen sind.

Den Themen des reich bebilderten Bandes geht eine „Einführung in die Thematik“ voraus, in der neben einem Beitrag von Alois Schmid über die Geschichte des Jesuitenkollegs in der gastgebenden Stadt München ein grundlegender Artikel von Rita Haub und Richard Müller den Jesuitenorden und seinen Gründer Ignatius von Loyola vorstellt. Hier wird auch das Signet der Gesellschaft Jesu – IHS – in Entwicklung und Anwendung detailliert besprochen. Interessant ist, daß dieses Signet des Ignatius seit 1998 in Deutschland wieder neu als „Logo“ des Ordens benutzt wird: „Mit diesem ordenseigenen Logo, das sich in der Gegenwart an seinem Ursprung orientiert hat, geht die Gesellschaft Jesu zurück in die Zukunft“ (13).

Ingrid Schrepf

Pharmaziegeschichte

SCHMITZ, Rudolf: *Geschichte der Pharmazie*. Band I: Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters. Unter Mitarb. v. Franz-Josef Kühlen. Eschborn: Govi-Verlag 1998. XXV, 836 S. Lw.

Keines der bisherigen Werke über die Entwicklung der Pharmazie etwa von Heinrich Danner (1951) oder von Georg Edmund Dann (1975) berücksichtigte die professionellen und weit gefächerten Arbeiten, die in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg in Marburg initiiert und durchgeführt wurden. Der große Anreger und Mentor war dabei Rudolf Schmitz (1918-1992),

seit 1967 Professor für Geschichte der Pharmazie und langjähriger Direktor des Instituts für Geschichte der Pharmazie. Seit 1998 liegt der erste Band seiner Geschichte der Pharmazie vor, das in der Fachwelt als Epochenwerk begrüßt wurde.

Schmitz teilt die Themen im ersten Band seines Werkes in zwei große Abschnitte. Im ersten wird die Geschichte der Pharmazie von ihren Anfängen und in den alten Kulturen des Vorderen Orients wie auch Indiens, Chinas und Japans entwickelt. Dem Text hat es gewiß gut getan, daß Schmitz mit der ihm eigenen wissenschaftlichen Generosität die Fachhistoriker zur Diskussion

seiner Ausführungen einlud. Ein Glücksfall war es, daß Schmitz auch seinen Schüler Franz-Josef Kühlen mitarbeiten ließ. So erhebt sein Werk sich zu einer breit bestätigten Darstellung der Geschichte der frühen Pharmazie.

Erst im zweiten Abschnitt tritt uns der Apotheker entgegen, wenn Schmitz die abendländische Pharmazie bis zum 16. Jahrhundert entfaltet. Dabei werden in einer Art „Studium generale“ dem Leser die geistigen Grundlagen in Scholastik und aufkommender Fachliteratur vorgestellt. Ebenso umfangreich werden die pharmazeutischen Arbeiten und Arzneiformen abgehandelt.

Die juristischen und gesellschaftlichen Festlegungen für den Apothekerberuf nehmen den ihnen gebührenden Raum ein. Die unterschiedlichen Thesen vom Apotheker als Händler – mit auf Arzneimittel begrenztem Sortiment – und Aufsteiger aus der städtischen Kaufleuteschicht oder als spezialisiertem Arzt werden sehr anschaulich vorgestellt und gegeneinander abgewogen. Der Aspekt des Apothekers als Arzneihersteller gegenüber dem des Arzneiverkäufers kommt dabei etwas zu kurz.

Den Abschluß des Bandes bildet ein schier unerschöpfliches, alphabetisches Literaturverzeichnis von mehr als 200 Seiten, das die Grundaussstattung jedes Pharmaziehistorikers werden wird. Inzwischen ist es als Online-Datenbank im Internet nutzbar (<http://www.govi.de/schmitz.htm>).

Die Pharmaziegeschichtsschreibung hat jene Phase verlassen, in der ihre publizierten Ergebnisse auf dem gleichen vergilbten Papier nachzulesen waren, auf dem schon ihre Objekte geschrieben waren. Leider hat sie es nur zur Hälfte geschafft: Sie endet vorerst mit der Darstellung der mittelalterlichen Pharmazie. Als die Neue Welt entdeckt wurde, kam die mittelalterliche Wissenschaft an ihre Grenze, und so wird der zweite Band einem Aufbruch zu neuem Ufer gleichen. Es steht zu befürchten, daß erst am Ende eines gleich erfüllten Forscherlebens, wie es Rudolf Schmitz vergönnt war, ein fortgeschriebener zweiter Band wird vorgelegt werden können. Es steht zu hoffen, daß dem Augenmenschen des 21. Jahrhunderts dann auch mit farbigen, druckscharfen Abbildungen der Einstieg in den Text erleichtert werden wird.

Albert Borchardt

ANAGNOSTOU, Sabine: *Jesuiten in Spanisch-Amerika als Übermittler von heilkundlichem Wissen*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft 2000. 478 S. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie. 78.) Kart.

„Jesuitenpulver“ befreite vor über 300 Jahren die Menschen von Fieber. Heute erfüllen Chinin-tabletten denselben Zweck. Jesuitenpulver und Chinin stammen von den gleichen Bäumen, nämlich der Rinde der 40 Arten umfassenden Gattung Chinchona vom Ostrand der Anden. Die China- oder Fieberrinde kam 1638 von Peru als Heilmittel in pulverisierter Form nach Europa und erhielt, da sich vor allem die Jesuiten um die Verbreitung der Chinarinde verdient machten, den volkstümlichen Namen „Jesuitenpulver“. Durch die Jesuiten wurde das Pulver zum bekanntesten nichtapothekenpflichtigen Arzneimittel des 17. Jahrhunderts.

Die Jesuiten waren es, die in der Neuen Welt Großes für die Versorgung und Pflege von Kranken geleistet haben, indem sie in den Missionsgebieten ein durchorganisiertes medizinisches Versorgungssystem aufbauten. Dank ihrer Missionsmethode, nämlich sich – gemäß den Anweisungen ihres Ordensgründers – den Sitten eines Volkes anzupassen und sich aller natürlicher Mittel zu bedienen, um Kultur und Denken des fremden Landes nicht zuwider zu handeln, wurden die Jesuiten bei ihrem Missionswerk in Spanisch-Amerika vom 16. bis 18. Jahrhundert zu Mittlern zwischen den Kulturen. Sie forschten nach neuen Heilmitteln, brachten das europäische Wissen um die Medizin nach Amerika, bewahrten Althergekommenes der Indianer und trugen zur Verschmelzung beider Arzneischätze bei. Und so wurden die Jesuiten auch zu Bewahrern und Erhaltern indianischer Sprachen und Kulturen.

Untersuchungsgegenstand des vorliegenden Buchs sind die einschlägigen und Heilmittelbeschreibungen enthaltenden Werke von Jesuitenmissionaren: Die gelehrten kosmographischen bzw. universalgeschichtlichen Darstellungen von José de Acosta und Barnabé Cobos, der einer Reisebeschreibung gleichkommende Erfahrungsbericht des deutschen Paters Ignaz Pfefferkorn, das medizinisch-pharmazeutische Spezialwerk des Spaniers Pedro Montenegro, der als einziger